

Renate Maria Riehemann

Mein schönster Stein liegt in Santiago

Auf dem Jakobsweg von Burgos nach
Santiago de Compostela

Eine Reiseerzählung

debux 2016

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Autor: Renate Maria Riehemann
Titel: Mein schönster Stein liegt in Santiago
1. Auflage, April 2016
ISBN: 978-3-9816435-9-6

Umschlagfotos: Renate Maria Riehemann
Umschlaggestaltung: Nicola Kulp
Fotos im Innenteil: Renate Maria Riehemann
Lektorat: Nicola Kulp

Druck: Buchdruck Jürgens, Oehleckerring 26, 22419 Hamburg
Das Papier ist alterungsbeständig entsprechend ANSI 3948 und
ISO 9706. Alster Werkdruck ist FSC zertifiziert.

© debux Verlag e.K., Göttingen 2016

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.

Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendlang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.

Rainer Maria Rilke

Für jedes meiner Kinder.

INHALT

VORWORT ODER:

EIN GUTER WEIN WILL REIFEN..... 11

VOR DEM ERSTEN WANDERSCHRITT 14

Der Pilgerort Santiago oder: Mit Muscheln bedeckt 14

Die Suche nach dem Grund oder:

Jeder hat sein Päckchen zu tragen 16

Vorbereitung oder:

Mit Empfehlungsschreiben unterwegs 19

JEDER TAG EIN REGENBOGEN..... 22

Bilbao – Stadt der Gegensätze 22

Busfahrt nach Burgos oder: Ankommen am Start 27

Burgos – San Bol: Ins kalte Wasser der Quelle 30

San Bol – San Nicolás: Irritation beim Füße waschen 37

San Nicolás – Carrión de los Condes:

Eingeschlossen und einsam bei Nacht 48

Carrión de los Condes – Ledigos: Erschöpft am Straßenrand	59
Ledigos – Calzada del Coto: Sieben auf einen Streich	70
Calzada del Coto – Mansilla de las Mulas: Ein Vater pilgert für seine Tochter	77
Mansilla de las Mulas – León: Rosen werden blühen	85
La Virgen del Camino – Hospital de Órbigo: Das Tempo der Männer	93
Hospital de Órbigo – Santa Catalina de Somoza: Der Kuss einer Pilgerin	100
Santa Catalina de Somoza – El Acebo: Steinhaufen auf der Passhöhe	109
El Acebo – Cacabelos: Wasserschlacht am Morgen	120
Cacabelos – Ruitelán: Mit Hund, Esel und Musik	124
Ruitelán – Triacastela: Legende vom galicischen Gral	126
Triacastela – Sarria: Raritäten am Wegesrand	131
Sarria – Hospital da Cruz: Warten auf ein Notquartier	134
Hospital da Cruz – Melide: Pilgern ist wie das Leben	140
Melide – Pedrouzo: Schön sein für Santiago	145
Pedrouzo – Santiago de Compostela: Ankommen	150
Santiago de Compostela	156
DAS NACHWORT IST EIN GEDICHT.....	159

San Bol – San Nicolás: Irritation beim FüÙe waschen

2. Tag: San Bol -5 km- Hontanas -10 km- Castrojeriz -9,5 km- San Nicolás (Herberge kurz vor Itero del Castillo)

Ich kann die raschelnden Geräusche erst zuordnen, als ich realisiere, wo ich bin. Frühaufsteher machen sich im Schein ihrer Taschenlampen für den Tagesmarsch bereit. Auf dem Gang zwischen den Betten passen keine zwei Leute nebeneinander, also warte ich, bis der Platz frei ist, rolle im Dunkeln meinen Schlafsack zusammen und schleiche mich wie zuvor die anderen leise aus dem Haus. An der Steinmauer vor der Herberge wartet mein Wanderstock auf seinen zweiten Tag und auf mich.

Wir haben Vollmond. Ich kann den Weg einigermaßen erkennen. Er führt ins Tal, wo das Örtchen Hontanas liegt, das ich bald durchquere. Dahinter zieht sich die Trasse des Jakobsweges direkt durch die ehemalige Nordvorhalle des einstigen Klosters San Antón, dessen Ursprung auf das 12. Jahrhundert zurückgeht. Die Zeit hat ganze Arbeit geleistet. Abgesehen von kleinen Ruinenresten, vielleicht waren es einmal Ständersockel, sehe ich nur Einöde.

Das Kloster gehörte zu einem lange nicht mehr existierenden Orden, dessen Mönchen man großes Ansehen nachsagte, weil sie angeblich sogar Wundbrand heilen

konnten. Ich kriege eine Gänsehaut, wenn ich daran denke, wie die Menschen in früheren Jahrhunderten hier ankamen, vielleicht krank und ausgezehrt waren, neben dem Seelenheil auch körperliche Heilung suchten – von Lepra oder Wundbrand zum Beispiel. Da scheint mir das Pilgern heutzutage doch relativ gemütlich zu sein. Allerdings weiß ich nicht, was mich möglicherweise noch erwartet.

Die Landschaft ist inzwischen gleichbleibend trocken und eintönig, bietet kaum natürlichen Schatten, mir aber reichlich Gelegenheit, bei jeder Ablenkung über Gott und die Welt nachzudenken. Mein Kopf scheint mir ein Sammelplatz für schnell wechselndes Publikum zu sein.

Seit Sonnenaufgang geht mir ein Pilger mit Pilgerstab voran – im gleichen Tempo, im gleichen Schritt wie ich. War er anfangs lang und schwach, wurde er mit der Zeit kleiner und deutlicher, kommt mir jetzt nah und näher. Ich kann ihn nicht links liegen lassen, denn er ist mein geduldiger und zuverlässiger Schatten. Er begleitet mich ungefragt auf meinem Weg gen Westen – immer gen Westen. Die Hitze setzt mir zu. Gegen Mittag erreiche ich Castrojeriz.

Der erste Teil des langgezogenen Ortes begrüßt mich mit Leere, ist halb verlassen und wirkt wie eine Geisterstadt – bis ich zum eigentlichen Ortsanfang vordringe. Ich fülle meine Wasserflasche auf, versorge mich mit Proviant und mache mich erholt wieder auf den Weg. Dass mir die letzte, zu kurze Nacht in den Knochen steckt, merke ich dennoch, als ich einen Höhenrücken bezwingen muss, der so niedrig ist, dass er den Namen eigentlich gar nicht verdient. Drei

muntere Radfahrer in sportlich-buntem Outfit überholen mich, rasten auf der Höhe, wo ich sie wiedertreffe und mit ihnen die Aussicht bewundere. Wir plaudern ein wenig und fotografieren uns und die Aussicht gegenseitig.

Bald wird das Land flach und flacher. Ich durchquere die Tierra de Campos, erreiche verschwitzt und müde die kleine Herberge San Nicolás, die in einer Kirche untergebracht und – wenn ich meinem Reiseführer glauben darf – dafür bekannt ist, dass hier die Fürsorge für die Pilger und der christliche Gedanke des Pilgerns sehr ernst genommen werden.

Bei meinem Eintreffen warten schon acht zumeist junge Leute im schmalen Schatten des kastenförmigen Gebäudes. Da nur dreizehn Schlafmöglichkeiten zur Verfügung stehen, habe ich Glück, dass ich früh genug komme, und entscheide mich, mir diese Nacht der voraussichtlich verlässlichen Ruhe nicht entgehen zu lassen. Ich geselle mich also zufrieden zu den Wartenden und schaue vollkommen interessenlos auf das nahe Dorf Itero del Castillo, das jenseits der mittelalterlichen steinernen Bogenbrücke über den Fluss Pisuerga zu sehen ist.

Immer wieder kommen Pilger an, bleiben stehen, entscheiden sich dann aber doch weiterzugehen, weil sie ihr Tagespensum noch nicht erreicht haben, es ihnen noch zu früh zum Einkehren ist oder sie keine Lust zum Warten haben. Worte werden gewechselt, Auskünfte und Hilfen gegeben. Nie fehlt ein Gruß beim Weitergehen, nie die

Erwiderung. Auch ich gewöhne mich daran, mit den Worten „Bon Camino“ einen guten Weg zu wünschen. Der Gruß wird in allen Sprachen verstanden.

Bald warten dreizehn Pilger. Zwei junge Französinen haben Blasen an den Füßen, ziehen Schmerzgrimassen, sobald sie ihre geschundenen Füße anschauen, ansonsten lachen und scherzen sie. Manche Ankommenden sind schwer enttäuscht, dass die traditionsbewusste Herberge schon belegt ist, andere hoffen trotzdem auf Einlass und warten.

Wie es an der großen Holztür angeschlagen steht, treffen die Herbergseltern gegen sechzehn Uhr ein. Sie gehören zu den freiwilligen Helfern der Jakobsbruderschaft aus Perugia in Italien, die sich der Renovierung der Kirche angenommen hat, welche früher einmal ein Pilgerhospital des Malteserordens war – wie dem Aushang an der Tür zu entnehmen ist. Dort steht auch, dass die Herbergseltern nur den Sommer über hier vor Ort sind, um die Pilger zu versorgen. Im Winter ist die Herberge geschlossen.

Wir Wartenden spüren die wohltuende und routinierte Fürsorge der beiden Leute. Gequälte Füße werden besehen, Schüsseln mit kaltem Wasser zur Schmerzlinderung gebracht, auch den beiden jungen Mädchen, die noch immer auf der Bank sitzen. Sie schauen ungläubig, die jüngere von beiden weint – vielleicht vor Schmerz, vielleicht vor Erschöpfung, vielleicht, weil sich die Herbergsmutter ihrer angenommen hat. Meine Füße scheinen belastbarer zu sein.

Ich trage, wie zu Hause auch, eingelaufene Wandersandalen, in denen ich stundenlang über Stock und Stein

gehen kann.

Die Herberge ist eine Kirche und die Kirche eine Herberge. Es ist ein schlichter, langgezogener Kastenbau. Durch die offene Tür fällt Licht auf den langen, dunklen, raumeinnehmenden Esstisch, der das mittlere Drittel der Halle dominiert. An diesem alten Tisch stehe ich und staune.

Am linken Ende der kleinen Halle führen vier Stufen hinauf zu einem kleinen Kirchenraum mit einem Altar an der Stirnseite. Auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes sind zweigeschossige Betten aufgestellt.

Die Herbergsmutter bindet sich eine Schürze um und beginnt an der provisorischen Küchenzeile, die im Wesentlichen aus einem Gasherd und einer großen Schüssel besteht, das Abendessen zuzubereiten. Niemand wird gefragt, ob er oder sie mitessen möchte. Davon wird offensichtlich ausgegangen, was mir gefällt, weil ich mich als Gast willkommen fühle. Außerdem wird mir bewusst, wie entlastend es sein kann, wenn ich nicht darüber nachdenken muss, was und wann ich mit wem und wo essen will, sondern mich nur dem äußeren Ordnungsrahmen anzupassen brauche. Da macht es mir nichts aus, eine Weile hungrig zu bleiben. Im Gegenteil: Der Hunger verstärkt die Vorfreude auf die Mahlzeit, die ich nachher mit allen gemeinsam einnehmen werde. Jetzt ist es an der Zeit, dafür zu sorgen, dass auch meine äußere Schale zu ihrem Recht kommt.

Nach dem gestrigen Abend genieße ich die Vorzüge moderner sanitärer Einrichtungen, die sich im Nebengebäude hinten auf dem Hof befinden.

Als ich zurückkomme, sitzt der Herbergsvater, ein freundlicher, väterlich wirkender Mann, am Kopfende des Tisches, im Lichtstreifen der offenen Tür, stempelt Pilgerausweise, gibt Auskunft und Rat – soweit sprachlich möglich – und bittet einen nach dem anderen, sich spätestens bis zum Abendessen ins Pilgerbuch einzutragen. Auch die junge Japanerin, die das Bett über mir belegt hat, hat sein gestikuliertes Anliegen verstanden und macht sich gerade an die Arbeit. Sie schreibt konzentriert und lange. Danach zieht sie sich auf ihr Bett zurück, genau genommen auf eine Ecke davon, und macht Aufzeichnungen. Als auch ich zu meinem Schlafplatz gehe, nickt sie mir freundlich zu und schreibt gleich weiter. Nie käme ich auf die Idee, sie dabei zu stören. Ich beneide Menschen, die sich so konzentriert zurückziehen und einer Tätigkeit widmen können und komme mir auf meinem Bett selbst groß, klobig und unbeholfen vor, denn gefühlt benötige ich an Breite und Höhe den dreifachen Platz – mindestens. Wie soll ich mich da zurückziehen?

Also beschließe ich erst einmal meine Pflicht zu erledigen und mich im Pilgerbuch zu verewigen. Ich setze mich und blättere in dem dicken braunen Buch zuerst ein wenig zurück – fremde Sprachen, fremde Schriften. Hier steht nur ein Satz, dort hat jemand zwei Seiten gefüllt. Hier liegt eine gemalte Geschichte zwischen den Seiten: ein Weg, zwei Gestalten, Bäume am Rand und viele Sterne am dunkel bekritzelten Himmel. Es könnte ein Kinderbild sein. Ich blättere weiter. Einzelne Worte lese ich, aber nicht die Texte, auch nicht die, die ich lesen und verstehen könnte. Ich bin

überzeugt, dass jeder Pilger seine Zeilen nur für sich allein geschrieben hat, sein Bild mit Worten gemalt hat. Vor diesem Buch wurden schon andere mit Seiten gefüllt, stehen gebunden, dunkel und demonstrativ auf dem Wandschrank hinter mir.

Ich überlege, was ich aufschreiben möchte, warum ich unterwegs bin. Es fällt mir schwer, meine wechselnden Gedanken einzufangen und in Worte zu kleiden. Trotzdem scheint mir hier der richtige Ort und Augenblick zu sein, kurz in mich zu gehen, meine Wünsche und Ziele so gut es eben geht in Worte zu fassen und mir selbst auf meinem Weg ein Stück näherzukommen. Kurz und prägnant eben.

Es gelingt mir nicht.

So sitze ich länger als gedacht im schmalen Lichtschein und schaue gewichtig auf das noch unbeschriebene Blatt. Da spüre ich zu meiner eigenen Überraschung, dass an diesem großen Tisch, an dem schon so viele Menschen vertraut miteinander gesessen, gegessen und geredet haben, etwas Altes in mir hochgespült wird, und werde ganz unverhofft traurig. Ich beginne zu ahnen, dass es die verdrängte Trauer um meine ungeborenen Kinder ist. Ich möchte diese alte Trauer zulassen und forttragen.

Ich bin eine von vier Schwestern und hatte das Glück, meine Kindheit in einer großen Familie inmitten der Natur verbringen zu dürfen. So lange ich denken kann, wollte ich selbst auch eine große Familie und mehrere Kinder haben. So ungefähr sechs spukten mir in jungen Jahren im Kopf herum. Tatsächlich habe ich drei Kinder, über deren Dasein ich



Die Herberge San Nicolás

glücklich bin, weil ich weiß, dass es nicht selbstverständlich ist, dass man Mutter eigener Kinder werden und sein kann. Manche Frauen werden gar nicht schwanger. Manche haben Fehlgeburten. Auch ich musste das erleben. Um jedes Kind, das ich nicht austragen konnte, habe ich getrauert. Keines habe ich vergessen. Mit jedem Kind, das in mir heranwachsen wollte, war ich in Verbindung. Einmal habe ich während einer Zugfahrt sogar den Moment gespürt, als das winzige Herzchen in meinem Bauch aufhörte zu schlagen. Ich stellte mich an die Tür, schaute auf die vorbeiziehende Landschaft und ließ die Tränen laufen. Es hieß wieder einmal Abschied nehmen von dem ungeborenen Leben und der gemeinsamen Zukunft als Mutter und Kind.

Die Traurigkeit, die mit einer Fehlgeburt einhergeht, hat in unserer Gesellschaft bis heute keinen rechten Platz, wird oftmals selbst im engeren Familienkreis totgeschwiegen. Noch immer haftet ihr ein Makel an. Es soll und muss weitergehen, die Menschen sollen funktionieren, sollen perfekt und berechenbar sein, die Zukunft planbar. Auch ich habe funktioniert und meine Trauer kleingehalten, verdrängt. Jetzt klopft sie an und will herein.

Jede Erfahrung kann auch eine sinngebende Seite haben: Zum einen ist es vielleicht diesen frühen Abschieden zu verdanken, dass mich das Leben meiner drei Kinder so glücklich macht. Es ist ein großes Geschenk für jeden Menschen, überhaupt erst einmal auf die Welt zu kommen. Zum anderen ist meine Haltung als Mensch und Pädagogin durch meine Lebensgeschichte geprägt worden. Zu jedem Kind sage oder denke ich zunächst einmal: »Schön, dass du

da bist!« Aber wer das Glück hat, auf der Welt zu sein, der hat auch eine Aufgabe und Verantwortung darin.

Während ich meine Gedanken auf- und wegschreibe, verfliegt die Traurigkeit, ist mit den beschriebenen Gefühlen auf dem Papier geblieben. Erschöpft, aber auch erleichtert stehe ich auf und mache Platz für den nächsten Schreiber. In aller Ruhe richte ich mir meinen Schlafplatz ein, lege alles für einen frühen Start am nächsten Morgen zurecht. Es ist gut, diesen Weg zu gehen.

Köstlicher Essensduft steigt mir in die Nase. Aber noch muss der Magen warten, denn zunächst werden die pilgernden Hausgäste zur Messe zusammengerufen. Einige finden sich etwas überrascht und in gespannter Erwartung vor dem Altar ein, aber keiner der abgezählten und im Kreis angeordneten Stühle in der kleinen Kirche bleibt unbesetzt.

Der Herbergsvater erklärt uns, dass der Padre, ein Verwandter von ihm, eigens zur Erteilung der Kommunion hergekommen sei. Dies ist die andere Seite der Wohltat: Ohne großes Aufheben kommt man aus dieser Nummer nicht heraus. Aber das Bedürfnis scheint auch niemand zu haben – im Gegenteil. Die Gesichter aller Pilger sind andächtig, die Zeremonie fordert das heraus. Jetzt holt der Herbergsvater Waschschüsseln. Traditionell wird jedem Pilger vor dem Abendessen ein Fuß gewaschen. Auch uns. Auch mir. Das geschieht sehr feierlich. Den Mienen um mich herum sehe ich an, dass die Konfrontation mit so viel Demut nicht jedermanns Sache ist. Ich gestehe, meine auch nicht. Trotzdem streichelt die Zeremonie angenehm meine Seele,

schenkt mir einerseits anrührendes Wohlbehagen, andererseits fühle ich mich wie in Schulzeiten, denn ich warte gespannt, bis ich an der Reihe bin, und fühle mich erleichtert, als es vorbei ist. Der Kerzenschein gibt der Situation die gehörige Feierlichkeit und Weichheit.

Nach der Messe bleiben wir einen Moment still und andächtig sitzen, bis der Padre das Zeichen zum Aufstehen gibt und wir unsere Stühle an den Tisch zurücktragen. Gemeinsam mit den Herbergseltern genießen wir bei Kerzenlicht und entspannten Gesprächen typisch italienische „Spaghetti Bolognese“. Ich fühle mich aufgehoben, umsorgt wie ein Kind, muss mich um nichts kümmern, kann es mir einfach gut gehen lassen. Wann war ich das letzte Mal so angenehm satt an Leib und Seele? Ich lehne mich zurück, schließe die Augen, was bei dem Kerzendämmerlicht nicht weiter auffällt, und lausche den Stimmen der Menschen, die mir bis vor wenigen Stunden noch fremd waren und jetzt vertraut scheinen. Vielleicht muss man Kind sein oder im Herzen Kind bleiben, um anderen Menschen so zuversichtlich begegnen zu können.

Kind sein und geführt werden hat auch eine andere Seite: Die Eltern bestimmen, wann zu Bett gegangen wird. Meine Eltern sind im Moment die Herbergseltern und die haben beschlossen, dass jetzt Nachtruhe angesagt ist. Ich bin damit voll einverstanden und die erste, die im Schlafsack liegt. Der heutige Weg zieht noch einmal an mir vorbei, während der Raum von leiser sakraler Musik erfüllt wird. Als alle Pilger im Bett liegen, werden die Kerzen gelöscht. Auch die Musik verstummt.